

Sprachforscherin im Jenischland

Meine Augen brennen vor dem PC.
Wie diese Erleichterung schmerzt.
Nach und nach gleichen wir den Chinesen
oder den Gymnastikpuppen der Nazis.
Es scheint niemand zu schmerzen,
daß etwas um uns herum immer uniformer wird.
Aber jetzt sind alle Wörter gesichert.
Mich schaudert dieser Friedhof von Worten –
ausgestorben, verstorben . . .

Ich schalte den PC aus.
Soviel Schund überall.
Wer muß sich wirklich noch schinden?
„Schund“ hieß einst die Scheise in der Grube –
Schund hat seinen Duft verloren,
da hilft auch Enzensbergers Gedicht nicht.

Verschwundener Schund . . .
Vorsätzlich beginnt's nicht,
aber irgendwo fängt's an –
wie's Ausmerzen der jüdischen Leut im Land.
Wer weint ihnen noch nach?

Einmal gab's im Land noch,
gut sichtbar, viel arme Leut –
haben von krummen Dingen gelebt;
manchmal nur ein „Schurela“ am Tag,
ein Stück Brot.

Lumpengesindel,
Bettler,
fahrendes Volk – ohne Schul.
Aber Wörter haben's gehabt,
ein paar Händ voll Wörter für untereinander.
Jeds Wörtel hat gezwinkert:
Und nicht jeder weiß, daß ich
Rumpelstilzchen-Jenisch heiß . . .

Wörtle,
unerkannt schlüpfen sie durch,
wischten die Reichen eins aus –
Jenischwörtle.
Wenigstens in ein paar Wörtle ware'se daheim.

Für ahne Weil lagen sie warm
im „Rauschert“, im Stroh,
oder, wenn's hoch kam,
in einem Bett, in der „Sänft“.

A „Pink“ war der Mann,
a „Plamp“ das Bier.
Zwischedurch „Pommerling“ geklaut,
gut hat er geschmeckt, der Apfel.

Auch Glück habe'se g'habt:
Wer sich „Pich derhockte“,
hat Geld erheiratet . . .

Natürlich haben die Leut gestohlen –
„lachten“ war ihr Überleben.
Irgendwo auf nem Weiher schwamm
immer ne Ente, ein „Lachepatscher“.

Mancher wird „Kwiborii“ g'wese sein,
Hundefänger.
Und wer ein bißchen Jiddisch verstand,
hat gleich g'wußt, wer die „Meschli“ waren –
die Madli, die Mädchen,
die mit der „Mutze“, der Muschel . . .

War eine kleine Sprach,
fast Geheimsprach:
Das Jenisch aus Schillingsfürst.
Viel eigne Wörter habe'se nit braucht.

Im „Biewerling“ wars arschkalt,
im „Hitzling“ sauheiß –
Winter und Sommer,
für Arme sonst kei andre Jahreszeit
derzwischen.

Selte kam ein „Glatting“, ein Fisch
auf den Tisch.
Scharf blies draußen der „Blasi“, der Wind.

Rotwelsch . . .
Was man nicht näher kannte,
hieß einfach „Schuri“.

Jeds Wort wie Blindenschrift:
Nur s' Äußere galt's zu fassen,
das war's Wichtigste.
Das Kleingeld von Adjektiven
brauchten sie kaum.

Rotwelsche Wörter –
klaani Fischernetz:
Wörtle bloß für das,
was gesehen,
gegriffen,
geschmeckt,
gerochen,
gehört und
gestohlen werden kann.

Wann kam schon „Streichling“,
die Butter aufs Brot?
Wer konnt' si zwei „Streifling“ leisten
für seine strumpfflosen Füß?

Manchmal machten sie Jagd
auf den „Stupfel“ – die
IgelDelikatesse der Zigeuner.

Verlorene Welt . . .
Ein „Süßling“ der Sprache,
ein Zwickel passé.

Ist doch überall JenischLand.

Keiner sagt,
er hät's „Wischerle“ verbannt.
Wir kommen doch prima aus
ohne „Stichling“, die Nadel,
und ohne „Stieling“, die Birne.
Es sagt ja auch keiner mehr „Stinker“
zur Zwiebel . . .
Es liest ja auch kaum einer mehr
in der Bibel.

Überall JenischLand.
Man merkt die Löcher nimmer,
spurlos sind's zugeteert.
Wer hat noch ihr Tippeln gehört?

Und immer geht noch was andres damit
verloren.
Wir halten's nit auf.
Wem fehlt schon das Brunzen der Kühe?
Wem sind noch der Kirchenglocken Schalmei?
Wer erzählt von die Italianos ums Eck?

Es geht was verloren,
wir heben's auf im PC.
Mit verlorene Wörter
geht immer mehr verloren.

Und waren die Jenischen auch arme Leut –
sie hatten, mehr als wir, viel Zeit.

Schauten sie mit dem „Scheinling“, dem Auge,
durch den „Scheinling“, das Fenster, hinaus,
dann wurd's Tag: Es wird „Schei“.
„Heit Schei“ war heute,
„letz Schei“ war gestern,
„ander Schei“ morgen.
Drei Schei's ware gnug.
Alltag war immer „Schurischei“.
Sonntag hat auch sein Wort:
„Patronalischei“, der Tag zum Beten,
aber mit der Kirch' hatte sie wenig am Hut.
Aber Zeit habe se g'habt, en ganze Sack voll.
Früher trieb man die Sklaven mit Peitschen,
heut macht's der Terminkalender.
Warum fällt uns Gehorchen so leicht?
Manchmal wär' i gern jenischfrei.

Sagen wandern und wachsen durchs Weitersagen

– Untersuchungen zum fränkischen Sagenschatz –

Es gibt ein kindliches Gesellschaftsspiel, die „stille Post“ genannt: Im Kreis der Spieler wird ein lustiger, aber durchaus sinnvoller Satz weitergeflüstert, bis er die Runde gemacht hat und bis der Letzte seine Version laut verkündet. Groß ist dann das Gelächter, wenn es drollige Veränderungen durch Hörfehler ergeben hat!

Was man vom Hörensagen weiß

So mag es auch bei der Sagenbildung geschehen sein. Der Sprecher möchte natürlich, daß sein Text korrekt weitergereicht wird, beim Hörer aber gibt es – modern ausgedrückt – Kommunikationsschwierigkeiten. Diese Hörfehler vergrößern sich verständlicherweise bei einfachen Leuten, obwohl gerade dem Schriftunkundigen ein gewaltiges Detailgedächtnis nachgesagt wird. Dazu treten inhaltliche Mißverständnisse und intellektuelle Verstehensmängel. Natürlich verunklart sich das Hörensagen dann noch weiter durch den zeitlich oft großen Abstand von Hören und Wiedergeben.

Erzählweise in einer alten ortsfesten Dorfgesellschaft

Alte Leute sind es zumeist, die gerne „von früher“ erzählen. Ihre Erzählfreude, häufig gepaart mit Lust an Einzelheiten, ja an Nebensächlichkeiten, wird weiterhin noch durch die Phantasie überwuchert. In der menschlichen Natur liegt es eben, zu übertreiben, selbst wenn man bewußt gar kein Aufschneider oder Renommierer sein möchte. Da wird das Große halt riesengroß und das Alte uralt. So wuchern die Sagen. Ein weiteres Düngemittel des Sagenwachstums bezog man in der alten Zeit, wo man noch sehr fest an sein Dorf gebunden war, aus der näheren und weiteren Umgebung: Da gibt es ähnliche Vorfälle, die man dann gerne mit dem eigenen

Erzählgut verknüpft, oft unter Abwandlungen, die aus Halbwissen und Unsicherheit geboren sind, was man aber nicht eingestehen möchte.

Wie Sagenstoffe wandern

Das berühmteste Beispiel einer solchen Sagenwanderung aus der Schweinfurter Gegend ist die Erzählung von der Enthauptung des ungetreuen Waisenhausverwalters, des „Seelvaters“, an der Maibacher Straße, wo die Flurabteilung noch heute diesen Namen trägt.¹⁾

Enthaupteter läuft.

In Schweinfurt lebte vor Zeiten ein Mann, dem die Sorge und Obhut über die armen Waisen übertragen war, wofür man ihn den Seelvater nannte. Dieser war aber ein schlechter Haushalter, ketzer gemeine Stadt um das ihm anvertraute Gut, und ließ die Waisen schmachten und darben, indem er sich so wenig um ihre Seelen, als um ihre Leiber kümmerte. Endlich kamen seine Uebelthaten vor die Richter, er wurde angeklagt, zum Beständnis gebracht, und zum Schwerte verurtheilt. Da hat er sich noch eine Gnade aus für seine Erben, denen nichts blieb als der Bettelstab, da sein ganzes Vermögen eingezogen wurde, nämlich, diesen soviel an erbarem Land zu gewähren, als er erlaufen werde, nachdem sein Haupt vom Kumpfe getrennt sei. Dieses seltsamliche und abenteuerliche Begehren glaubten die Bitter der Stadt dem armen Sünder unbedenklich bewilligen zu können, und so wurde er bald darauf hinaus zur Richtstatt geführt. Er wurde stehend enthauptet, und sei es, daß er einen Wund mit dem Bösen gemacht, oder sei es durch Wirkung übernatürlicher Zaubermittel — der Körper ohne Kopf lief eine lange Strecke Wegs, bis er hinsank. Das einmal gegebene Versprechen konnte nicht zurückgenommen werden, die Erben des Verurtheilten erhielten das von diesem erlaufene Grundstück, und noch heute nennt man einen Weg in jenem District den Seelvaterweg.

Aus: Ludwig Bechstein, Sagenschatz des Frankenlandes, I. Theil, Würzburg 1842, S. 175